

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

10. Abschnitt. Erste Heidelberger Zeit (Herbst 1878-Herbst 1879)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## Erste Heidelberger Zeit (Herbst 1878—Herbst 1879)

Noch waffentragend hatte ich mir in Heidelberg ein gemütliches Nest für das Winterhalbjahr ausersehen; aber noch gab es den Oktober 1878 hindurch manch bunte Wanderung, bevor ich mich behaglich darin einnistete.

Mit Nahrung besuchte ich zu Lüdingen die Wohnstätte Uhlands und den runden Erkerturm am Neckar, der den wahnsinnigen Hölderlin so viele Jahre beherbergt hatte, und streute herbstliche Blumen über die Gräber der verehrten Dichter. Über das herrliche Kloster Bebenhausen zogen Wolken und Krähen Schwärme im Herbststurm dahin ... Der verträumte, aus dem Abgrunde strahlhaft emporgehobene Lichtenstein, die dichtungverklärte Rebelhöhle Herzog Ulrichs, deren einst lichtschimmernde Steinwände vom Fackeldunste verdüstert waren, wurden schwärmend berührt; der kahle Hohenstaufen in Jugendbegeisterung für deutschmittelalterliche Kaiserherrlichkeit, und Hohenurach im Gedenken an Nikodemus Frischlin erkloffen. ... In Cannstatt suchte ich Freiligraths Witwe auf, die mir im Zimmer ihres verewigten Gatten manches fesselnde Erinnerungsstück zeigte, und mit der ich eine von jenem Tag an sich immer inniger gestaltende Freundschaft schloß, die zu den wertvollsten Gewinnen meines Lebens zählt ...

Mit Stephan zu Püllig, dem ältesten Sohne des Dichters und Hofbühnenleiters Gustav zu Püllig, begab ich mich zur Weltausstellung nach Paris. Mein Reisegefährte, der späterhin erschütternd enden sollte, war ein an Geist und Körper hünenhafter Mensch, von einer Unermüdlichkeit und Leistungskraft sondergleichen; auf Reisen pflegte er elender als Handwerksburschen zu leben.

In einer Hochschülerbude der Rue de l'ancienne comédie im Quartier latin hatten wir uns spottbillig eingemietet — denn kosten sollte die ganze Unternehmung eigentlich nichts. Unser Frühstück nahmen wir in einem Duval ein, ließen uns schon um acht Uhr morgens eine tüchtige Krautsuppe vorsetzen, in die wir einen halben Laib Schwarzbrot schnitten und etliche

X) Das hier verbleiben, so kann bei der  
Planung = 4 Tage, hier von ihm warten! 24. 8. 1878



Eier schlugen, so daß ein lehmartiger, magenfüllender Stampf entstand, der, unterstützt vom gelegentlichen Vertilgen einiger Schokoladetafeln, unser Leben bis zum Abend fristen mußte. Die weitesten Strecken wurden zu Fuß zurückgelegt, nicht einmal Stellwagen durfte gefahren werden — jeder Sou wurde für die Luftfahrt im „Ballon captif“ aufgespart ... Überwältigt von der Herrlichkeit der unvergleichlichen Stadt wanderten wir an den sonnigen Oktobertagen längs der Seine zur Ausstellung hinaus, Paris in seiner vollen Breite durchmessend.

Noch standen die malerischen Trümmer der Tuileries wie das Sinnbild der zu Boden gestreckten Kaiserpracht gespensterhaft da, und ein Urwald von Gestrüpp und Gesträuch war darin aufgeschossen; unvergeßlich ist mir ein Kristallkronleuchter, der noch an morschem, verkohltem Balken unter freiem Himmel hing, ein letzter Zeuge glänzender napoleonischer Hofgesellschaft. Schade, daß die Republik diese Stätte freilegen ließ; sie hätte ein Gelande herumziehen und sich täglich an diesem Anblicke weiden sollen, der etwaigen Kronbeanspruchern zur ewigen Warnung hätte dienen können. Auch St. Cloud lag noch als wunderbar stimmungsvolles Baugetrümmer in seinem Parke wie ein tiefergreifendes Trauergedicht ...

Eines Abends war Stephan zu einem Diamantengroßhändler eingeladen. Ich saß an fröstelnd kaltem Herbstabend allein in unserm ungaslichen Gemache, das überdies durch das Fehlen einer halben Zimmerwand etwas außerordentlich unheimliches hatte. Der Wind rauschte im ungeheizten Rauchfang. Ich wartete lesend, frierend und auf den Schritt meines Freundes horchend, bis lange nach Mitternacht. Kurz zuvor hatte ich die Mordgeschichte der Herzogin von Praslin verschlungen, und vermeinte bei jedem Windstoß im Rauchfang einen Pariser Bürger durch den dunkeln Schlot heruntersteigen zu hören. Endlich, gegen zwei Uhr, klirrte die Türe; mein Freund kam aufgeräumter Laune heim und konnte sich vor Lachen kaum fassen. In der vorwiegend aus israelitischen Börsengrößen und Diamantenkönigen bestehenden Gesellschaft war er gefragt worden, ob ihm der Aufenthalt im „Grand Hotel“ zusage; denn man setzte voraus, daß ein deutscher Freiherr selbstredend nur in diesem weltbekannt teuern Haus abgestiegen sein könne; ein besonders wißbegieriger Forscher hatte sogar ihn darüber zur Rede gestellt, ob er am Tage für seine persönlichen Bedürfnisse mit hundert Franken ausreiche, wobei Putzig lächelnd den Frager im Zweifel ließ; die ganze Reise kostete kaum mehr. Wenn ich abends todmüde vom Geschaute und den Niesenwanderungen auf meine Bettstelle sank, setzte sich Stephan an den Tisch und schrieb die halbe Nacht aus



fährliche Berichte für eine pommersche Ruhme, die das Reisegeld ihm unter dieser Bedingung gespendet hatte. Der Billigkeit und schickeren Arbeit halber hatte mein Gefährte sich nach alter, üblicher deutscher Sitte Frack und Gehrock in Paris fertigen lassen und für die Heimreise auf die Außenseiten seines Handkoffers geschmalt; wir wurden jedoch in solch überfülltes, gepäckvollgepfropftes Wagenabteil gepfercht, daß mein armer Freund die schwere Last durch ganz Frankreich bis zur deutschen Grenze auf dem Schoße tragen mußte. — —

Mit Eduard Nicolai, dem späteren geadelten Leiter der Großherzoglich Badischen Kroneinkünfte, der ganz aus dem Häuschen vor Vergnügen an seinem frischen Hochschülertume war, fuhr ich nach Heidelberg. Ich hatte im Hause der Frau Rat Nebel (Karlstraße 16), hoch oben im vierten Stockwerk, zwei kleine, nette Zimmerchen gefunden. Die Wohnung lag in vornehmer Ruhe abseits vom Lärm der Hauptstraße. Große, nachgedunkelte Familienbilder im Treppenflur machten den gesättigten Eindruck fest gegründet gediegener Altbürgerlichkeit. Die gute Frau Rat war stolz darauf, daß in dem ihr gehörigen Hause dereinst Goethe, Voß, Stolberg, Helmine von Chézy und andere schöngeistig berühmte Persönlichkeiten aus und ein gegangen waren. Ihre eigenen Erinnerungen reichten weit in die erste Hälfte des Jahrhunderts zurück; sie hatte noch in dem seinerzeit weit hin bekannten Chore des alten Thibaut mitgesungen. Ihre hausmütterliche Besorgtheit war rührend; nicht einmal die warme Bettflasche war vergessen, als ich an windigem Novemberabend Einzug in meinem „Turm“ hielt, wie ich die beiden Gelasse ihrer Wolkennachbarschaft halber taufte.

Hinter dem Hause zog sich ein herrlicher Garten den Schloßberg hinauf; wie manchmal erlebte ich darin zur Sommerzeit um vier Uhr morgens das Erwachen des Tages bei Vogelsang und Laugefunkel. Durch ein großes, weinlaubumspinnenes Fenster blickte das ergreifende Burgbild romantisch in mein Zimmer. Noch einige letzte rote Nebenblätter flatterten jetzt im Spätherbste vor den Scheiben, ein stimmungsvoller Rahmen um das hinreißende Gemälde von Bergwald und Schloßgetrümmer. Es war eine Verhaufung, wert, daß darin ein Clemens Brentano den Gedanken an „Des Knaben Wunderhorn“ ausgebrütet hätte. Warf abends die von Hause mitgebrachte Lampe ihren traulichen Schein auf Tisch und Bücherbrett, kochte deckellüpfend der selbstangebrühte Tee im metallenen Kessel, so war der Gipfel der Gemütlichkeit erklommen. Öfters an Winterabenden waren alte und neue Bekannte meine Gäste; so der junge Kunstgeschichtler Friedrich von Göler-Ravensburg und der spätere Frauenarzt Alfons Wendtner.



Rümpel

Im „Prinz Max“, wo man für achtzig Pfennig ein gutes, reichhaltiges Mittagessen bekam, pflegte ich zu speisen. Die ausgiebige Menge war mir von besonderem Werte; ich war wohl ein Schreck der Wirte: ein starker Esser und ein schwacher Trinker ... Im selben Kosttisch aßen mehrere Genossen von mir aus Karlsruher und Wertheimer Zeiten; sie waren sämtlich einer wenige Jahre zuvor gestifteten hochschülerischen Verbindung beigetreten. Meine Mutter war durch den in Karlsruhe lebenden Minister a. D. Jolly, dessen Söhne gleichfalls Mitglieder geworden waren, auf den hohen Wert dieser Vereinigung aufmerksam gemacht worden. Bei sonntäglichen Besuchen im Elternhause wurde ich ständig von meiner Mutter, die als ehemalige Offiziersfrau von merkwürdig ausgeprägtem „Korpsgeiste“ besetzt war, geradezu gedrängt, ebenfalls „einzuspringen“. Meine Natur sträubte sich gegen den landläufigen Zwang des „Komments“, zudem ich keinen Tropfen Bier über meine Lippen zu bringen, noch mich jemals an ein Stattspiel zu gewöhnen vermochte; war also kein vom Schicksal vorher bestimmter Verbindungsmensch. So entschloß ich mich, mir möglichst viele Freiheit persönlich wählend, als „Konkneipant“ — welch unvergleichlich edles Wort! — einzutreten; als solcher unterlag ich keinerlei Kneipzwang, konnte bis morgens zwei Uhr an meinem Vierteltchen Rotwein herumsupfen und hatte mich um innere Verwaltungsangelegenheiten der Verbindung keinen Deut zu kümmern.

Eine Hochschülerverbindung ist ein Staat, sozusagen eine Gemeinde in der Westentasche; Beamtenköpfe, Bürgermeisterbegabungen finden da den richtigen Tummelplatz zur Entfaltung ihrer Veranlagungen, zur Vorübung künftiger Berufstätigkeit.

Die Kneipe, ein kleiner, bescheidener, der Gemütlichkeit vollgenügender Raum, befand sich im „Bremeneck“ am Schloßberg, einem altberühmten Heidelberger Zechraum; später, als der Teufel des Größenwahnes in die Mehrzahl der Deutschen gefahren war, alles ins Unendliche sich auszuweiten trachtete, nichts mehr großartig und kostspielig genug war, folgten auch meine Verbindungsbrüder dem Zuge der verfliegenen Zeit und bauten sich nach dem Vorbild anderer einen Kneippalast auf Bergeshöhe. Ob die Gemütlichkeit dabei gewann, ist eine andere Frage; wenngleich die neu-modischen Menschen sich krampfhaft einreden, diese habe bei gesteigerter Veräppigung keine Einbuße erlitten.

Paukzwang herrschte nicht; als später die nichtfarbentragenden „Blasen“ sich immer mehr auf die Korps hinausspielten, ist er als dringendes Kulturerfordernis eingeführt worden ... Der richtige Verbindungsmann muß



Herdenmensch, Allerweltsfreund und Duzbruder sein, sonst wird er nie recht warm werden; ich bin ein solcher niemals gewesen; ich habe zwar etliche sehr liebe Freunde der Verbindung zu danken, suchte sie jedoch selbstsüchtig für mich zu besitzen und der Allgemeinheit abspenstig zu machen, was von andern Verbindungsbrüdern begreiflicher Weise nicht gern gesehen wird. Vielleicht bin ich zu spät auf die Hochschule gekommen; bezog ich sie doch erst in einem Alter, da sich andere bereits zum Abschied von dort rüsten; niemals habe ich den richtigen, völlig harmlosen Hochschülerfrohsinn gekannt und zähle jene Jahre trotz herrlichen Rankenwerkes keineswegs zu den unbedingt schönsten meines Lebens. Freilich bin ich dafür auch niemals in lederne Philisterhaftigkeit verfallen.

Mit angeborener Ehrerbietung vor allem geistig Überlegenen, mit andächtigster Bewunderung meiner Lehrmeister, mit einer gewissen Befangenheit solchen wissenschaftlichen Größen gegenüber, besuchte ich die Vorlesungen. Aus dem Munde von Hochschullehrern, die mir als Generalpächter der Bildung, als Rigikulme der Menschheitsveredelung erschienen, erwartete ich nur Quellgesprudel von Weisheit, Geist und Wahrheit! Insbesondere dachte ich sie mir als edle Menschen voll Anerkennung ihrer hohen Verdienste untereinander, indem ich einem bei jungen, unverdorbenen Leuten oft vorkommenden Wahn huldigte, als ob die grundverschiedenen Eigenschaften: Gelehrsamkeit, Bildung und Edelmut sich deckten! Langer Zeit bedurfte es, bis ich dahinter kam, daß es gerade in diesen Kreisen ganz ungewöhnlich mensche ...

Bei Runo Fischer, dem berühmten Geschichtschreiber der Weltweisheit, hörte ich Vorträge über Kant; an diesem glänzenden Redner funkelte und gleißelte sozusagen alles: seine Beredsamkeit blendete wie elektrisches Streiflicht, seine Augen blitzten, und an seinen Händen, mit denen er eindrucksvoll seine Sätze auf dem Rednerstuhle zu begleiten verstand, spielten Edelsteine in glänzendem Feuer. So leuchtugelprächtigt die Vorträge über Kant dahinrollten, mir unweltweisem Kopfe waren seine Vorlesungen über Schillers Leben von höherem Genuß und nachhaltigerem Wert. — Kants Werke mit ihrer krausen, für Nichtweltweise scheinbar verworrenen Sprachwelt, sind mir stets Bücher mit siebenmal sieben Siegeln geblieben; ich habe es mit den späteren Weltweisen gehalten, die wenigstens Deutsch geschrieben haben ... Bei dem ehrlichen, trefflichen Erdmannsdörffer, dessen quellender Brustton kein Bindewörtchen sich unbetont entwischen ließ, hatte ich Geschichte des Revolutionszeitalters, bei Winkelmann, dessen lispelnder Gelehrsamkeit man die höchste Achtung zollen mußte, „Methodologie der



Wissenschaften“ belegt ... Im Seminar machte ich alt- und neudeutsche Übungen bei Otto Behaghel mit, damals einem jungen, hochstrebenden Privatdozenten — die Zukunft schaffe dafür ein edleres Wort! —, der es durch kräftiges, erfolgreiches Bemühen zu deutschforscherischer Verühmt- heit brachte ... Da ich selbst deutschsprachlichen Forschungsarbeiten mich widmen wollte, war meine Hauptanziehungskraft der vielseitige, feins geistige Karl Bartsch, „Germanist und Romanist“ zugleich. Leider war der übersteifige Mann, dessen Werke, sowie Bearbeitungen und Herausgaben von Werken anderer Unzahl waren, in jenem Winter so leidend, daß er nur mit Aufbietung aller Kraft einmal wöchentlich eine Stunde „provenzali- scher Textkritik“ einem kleinen Hörerkreis auf seiner Arbeitsstube daheim erteilen konnte. Durch fast selbstmörderisches Überarbeiten sollte sich Bartsch bis an den Rand des Grabes gebracht haben; man erzählte sogar, er habe seine Füße in kaltes Wasser unter dem Schreibtische gestellt, um sich für Nacharbeit wachzuhalten. Sein ältester Sohn, Rudolf, ein gescheiter, reiz- zender Mensch, zählte zu meinem liebsten Umgang in der Verbindung.

Schon seit den ersten Tagen des Heidelberger Aufenthaltes saß mir unter neu aufgenommenen Verbindungsbrüdern ein junger Berliner, Theodor Lewald, bei Tische gegenüber, dessen ganzes Wesen eine nahezu grenzenlose Zuneigung in mir erweckte, wiewohl ich mich sonst gegen alles Berlinische vielfach ablehnend zu verhalten gepflegt hatte; dieser besiegte mein Vor- urteil. In den ersten Wochen kamen wir über äußerliches Übereinkommen nicht hinaus, wenn wir uns auch nach traulicher Hochschülerlitte duzten; aber seit Neujahr 1879 traten wir uns von Tag zu Tage näher, und da wir den Sommer zusammen in Heidelberg zu bleiben gedachten und spätere Aufenthalte zu Leipzig und Berlin nach gemeinsamem Plan einzurichten verabredeten, so ist die Geschichte der nächsten anderthalb Jahre im Grund eine Geschichte der Freundschaft mit Lewald. So ziemlich alle andern Be- ziehungen traten in Schatten oder blästen ab. Friedrich Nietzsche meint einmal: daß es gewöhnlich die gleichen Studienwege seien, welche die Men- schen, die sich im schönen Garten der Wissenschaft ergehen, zusammenführen und den Hintergrund einer sich bildenden Freundschaft abgeben. Dies war bei uns nicht der Fall. Theo, wie ich ihn hinfort kurzweg nennen will, war Rechtsbessiffener, vor allem aber ein Mensch, der für Großes und Hohes in Kunst und Schrifttum einen leidenschaftlich entflammbaren Sinn besaß. So waren wir vor jeglichem öden „Fachsimpeln“ behütet und unsere glühende Freundschaft konnte sich auf das menschlich schönste entfalten. Diese Freundschaft ist der goldigste Sonnenstrahl meines Hochschullebens.



Jergendwo las ich einmal, daß nur gute Menschen Freundschaft spenden und empfangen könnten; verhielte dies sich wirklich so, dann müßte ich ein sehr guter Mensch sein, denn inniger und reiner Freundschaft zu spenden und zu empfangen, als mir es beschieden war, ist kaum menschenmöglich. Einmal wöchentlich opferte ich einen Abend der Kneipe; sonst war ich jede freie Stunde des Tages, des Abends mit dem Freunde zusammen, und wir hielten die Zeit des Umgangs mit andern so ziemlich für verloren. Daß Freundschaft eifersüchtig werden kann, erlebte ich stark an mir, denn ich war ungehalten, wenn Theo anderswohin eingeladen und mir dadurch entzogen wurde. Leute, die gern abseits ihre eigenen Pfade wandeln, sind nicht richtige Verbindungsbestandteile, und manche kleine Verschnupftheit hatten wir nicht mit Unrecht zu befahren. Auch die üblichen Sonntagsfahrten ins Karlsruher Eternhaus fingen fast an, einzuschlafen; damit wir uns über vortraglose Tage nicht zu trennen brauchten, nahm ich Theo bisweilen mit, und im Sturm hatte er sich die Liebe meiner Familie erobert; meine jüngeren Brüder hingen mit abgöttischer Schwärmerci an ihm.

Gleich in der ersten Zeit unseres Nähertretens hatte mein Freund einen Waffengang auszufechten. Von einem wildfremden Kerl nachts angerempelt, mußte er ihn nach hochschülerhaften Ehrbegriffen zum Zweikampf fordern. Als schlanker, hochgewachsener, stahlsehniger Jüngling führte er seinen Gegner zwar gehörig ab, bekam jedoch im letzten Augenblick noch eine leichte Verletzung oben am Scheitel; glücklicherweise wuchs bald wieder Haar über der Narbe; seine Züge waren nicht entstellt worden. Der andern Völkern so lächerliche Hochschülerstolz auf Schmissc schien mir immer als veralteter, unausrottbarer Nest raufholdiger Urwaldbarbarei; ich pflegte den Verwundeten mit der Sorgfalt einer Krankenschwester und zählte in ängstlicher Spannung die Puls schläge des Fiebernden.

Im erwachenden Frühling streiften wir durch Berg und Thal, nach dem karpfenreichen, schon von Dpit in einem Sonett gefeierten Wolfsbrunnen; auf den Dilsberg nach Neckarsteinach; in die Waldungen um Zwingenberg und unzählige Male hinauf zum Schlosse, von dessen ragendem Söller wir mit jugend- und schönheittrunkenen Blicken den Neckar durch frisch sich belaubende Landschaft zur Rheinebene hinauswallen sahen. Der zarte, duftige Schleier des ersten Grüns hing wie Zaubergespinnst über dem Bergwald, und von der jungen, keimenden Saat ferner Felder trugen die Winde den Duft des Lenzäthers berauschend herüber. Schwärmerische Lieder entstanden zu jener Zeit des Schwelgens in Natur, Frühling und Freundschaft, und wie Gebet strömte mir von der Lippe:



D Frühlings, o Lieder,  
D Sonnenschein!  
Wie strahlt ihr beglückend  
Ins Herz hinein!  
Ach, würde die Stunde  
Zur Ewigkeit  
In der goldenen, herrlichen  
Jugendzeit! — —

Bis vier Uhr morgens Goethe und Hölderlin zusammen lesend, waren wir in der letzten Nacht vor Theos Abreise in die Osterferienzeit noch auf meiner „Bude“; zu genannter Stunde fuhr mein Freund nach Berlin, und ich begab mich bei Tagesanbruch nach Karlsruhe, um — Unteroffizier und Vizefeldwebel zu werden!

Durch die Übungszeit zurückgehalten, begann mein Sommerhalbjahr erst Mitte Mai. Theo war zwei Wochen vor Beginn seiner Vorlesungen mein Gast im Elternhaus, und ich zählte die Stunden, bis Heidelberg uns wieder vereinigte.

Mein verehrter Lehrer Vartsch war soweit genesen, daß er seine Vorlesungen über Parcial und deutsche Sagenkunde wieder hatte aufnehmen können. Runo Fischer hielt seine berühmten, gedankenklaren Vorträge über griechische Weltweisheit, und zweimal wöchentlich in dem großen Festsaale der Hochschule über den „Faust“. Die Vorträge über Goethes Werk haben mich von allen bei Fischer gehörten am wenigsten erbaut; er führte viel zu viel Verse der Dichtung selbst an und geriet dabei in solche Überbegeisterung, daß sein Hochgefühlsschwung oft unverständlich wurde, seine Stimme häufig sich überschlug und er die letzten Worte gurgelnd verschluckte ...

Das große Ereignis jener Tage — Ende Mai 1879 — war die Erstaufführung von R. Wagners „Rheingold“ und „Walküre“ in Mannheim. Dort war noch eine so starke gegenwagnersche Strömung, daß das Zustandekommen der Darstellungen eine zeitlang zweifelhaft schien. Mit meiner Mutter und Theo fuhr ich zu beiden Abenden hinüber und ging in Wagnerbegeisterung völlig auf. Ab und zu war ich bei Runo Fischer, der mir gütig gewogen blieb, in kleinem Kreise zu Tische geladen, und jedesmal setzte es heiße Kämpfe für und gegen Wagner ab. Fischer goß die gefalzenste Lauge seines Spottes über den Dichter des Nibelungenrings aus, den ich aufs leidenschaftlichste in Schutz nahm, drolligerweise sogar als einen „Mann meiner Wissenschaft“ verteidigte, indem ich den kindlichen Wahn hegte, die Wiederbelebung altgermanischer Stoffe zum Zwecke



des Musikdramas käme mittelbar der deutschkundlichen Wissenschaft wie-  
derum zustatten. Damals lebte noch die erste Gattin des Hausherrn, die  
edle, feingebildete Freundin von David Strauß und von ihm in seinen  
Schriften gefeiert; sie legte durch zartes, echt weibliches Wesen wieder  
Balsam auf die Wunden, die der stachelrednerische Gallenspott ihres geist-  
sprühenden Gatten geschlagen hatte.

Einige Verbindungsfreunde, darunter auch Theo, hatten zu Pfingsten  
eine Fußwanderung durch den Odenwald in mein altes Wertheim am  
Main verabredet. Ich hatte den Eltern versprochen, über die Feiertage  
heim zu kommen; aber dort hielt ich es nicht aus: Theo den andern über  
Pfingsten allein zu gönnen, wäre mir unmöglich gewesen. Nächsten Tages  
schon eilte ich, den Fußwanderern vorausfliegend, mit der Eisenbahn zum  
altgeliebten Mainstädtchen und ging am späten Nachmittag auf der Land-  
straße durch das Maintal den Freunden entgegen. Reizende, von sonnigem  
Pfingstwetter umgoldete Tage wurden mit den lieben Wandergenossen in  
dem entzückenden Städtchen verschwärmt: die Schloßfeste, der Wartberg,  
die Rembergnase freudig erstiegen, und die heißen, jugendlich schwellenden  
Leiber im wonnigen Main geühlt. Über den Eisenhammer ging es durch  
ein stimmungsvolles Speßarttal zur Kartause Grünau, und ein lauer  
Juniabend ward im Kloster Bronnbach, dem einstigen Sitze Don Miguels  
von Portugal, trinkbar verjubelt.

Der Dichter Alexander Kaufmann, der seit den 1850er Jahren als Fürst-  
lich Löwensteinscher Archivrat in Wertheim lebte, den ich aber in meiner  
eigenen Wertheimer Zeit nie besuchen durfte — aus Fürsorge, ich möchte  
durch künstlerische Einflüsse von Schularbeiten abgezogen werden —, emp-  
fing mich im Vereine mit seiner geistvollen, unter dem Decknamen Amara  
George schriftstellernden Gattin gastlich in seinem Hause und tannenüber-  
schatteten Garten an der Tauber. Kaufmann, dessen reizende Gedichte sehr  
mit Unrecht von der Nachwelt vergessen werden konnten, gehörte dem  
Kinkel-Simrock'schen Bonner Dichterkreis an; er war ein zartes, feinglied-  
riges, grundgelehrtes Männchen, das nur selten ausging und sich an den  
heißesten Sommertagen den Hals mit einem Wolltuche bis zu den Ohren  
umwickelte; in vier Jahren Wertheimer Aufenthalts erinnere ich mich, ihn  
nur einmal auf der Straße gesehen zu haben, was in einer so kleinen Stadt,  
wo man fortwährend übereinander stolpert, etwas heißen will. Als ich mit  
wahrem Hochgefühl, nun für immer von der einstigen lästigen Schulfessel  
befreit, bei dem verehrungswürdigen Dichter eintrat, rief er mir zu meinem  
Erstaunen entgegen: „Mein Gott, wie gleichen Sie Mörike, als er jung



war!“ Der Bücherstaub seiner Grundgelehrsamkeit hatte sich keineswegs erstreckend auf die Blüten seiner Dichterbegabung gelegt; noch 1870 hatte er dem neuerstandenen Deutschland schöne Verszeilen gesungen. Die Hauptstärke seiner Dichtung ist nicht die vaterländische, sondern die reine Stimmungslýrik. 1890 besuchte ich Kaufmann zum letzten Male; da glich er einem nur noch mühsam fortglimmenden, verflackernden Kerzenlichte; 1893 ist er gestorben ...

Ein Teil der Pfingstreisegesellschaft beschloß, dem alten, von mir schon wiederholt geschauten Rotenburg ob der Tauber einen Besuch abzustatten. Da ich in der Geschichte der ehemaligen Reichsstadt sehr bewandert war, konnte ich den Gefährten mich als Führer nützlich erweisen; sie lachten zuweilen über meine bis ins kleinste sich erstreckende Jahreszahlenkenntnis; für Geschichtszahlen habe ich von jeher eine besondere Gabe besessen. Von unserm Gasthoffenster überschaute man prächtig die aus dem Taubertale kühn aufsteigende Mauer mit ihren Brustwehren, und in hinreißender Schönheit glitzerte das Sternengewölbe des mitternächtlichen Himmels über den dunkeln Türmen der altertümlichen Stadt. —

Am 11. Juni 1879 feierte Kaiser Wilhelm I. seine goldene Hochzeitsgedenkfeier. Die Hochschülerschaft beging das Fest mit einer Feiertkneipe auf dem Schlosse. Wir hatten es vorgezogen, den Abend in der Stille meines Zimmers zu begehen; der Nachtwind trug die Klänge der Festlieder über meinen dunkeln Berggarten herab in die offenstehenden Fenster.

Um der lastenden Junihitze zu steuern, segelten wir zuweilen im Boot auf dem Flusse, wurden durch Gegenwind einmal unsanft an einen Pfeiler der alten, hölderlinbesungenen Neckarbrücke geschlendert, so daß wir nicht ferne von einem Nepomuktode waren; auch verschlug es uns nichts, von Ausflügen heimkehrend, zu nachtschlafender Zeit in den Fluß zu tauchen, ob auch die Uhren des schlummertrunkenen Heidelberg eben zum Schlage der Mitternachtstunde aushoben ...

In jenen schwülen Frühsommertagen drang die Kunde von dem im Zululand ermordeten Prinzen Lulu Napoleon nach Europa. Das erschütternde Ereignis in dem französischen Erzkaiserhaus ergriff mich rein menschlich in außerordentlicher Weise; drei Jahre trug ich mich mit dem Gedanken, dem Unglücklichen einen dichterischen Denkstein zu setzen, bis 1882 mein seinerzeit am meisten bekannt gewordenes, von zahlreichen Beurteilern für meinen glücklichsten Wurf gehaltenes Gedicht „Die Tuilerienkinder“ entstand ...

Auf den Johannisabend hatte uns der mir befreundete Mathematiker Alfons Delisle nach Handschuhsheim in das Gasthaus der „Tante Felty“,



einer weitberühmten Hochschülermutter, geladen. Hier erlag ich meinem Schicksal. Meine fast sprichwörtliche Untrinkbarkeit bezog sich nur auf Bier und Wein; aber der edle Stoff einer Erdbeerbowle von hinreißender Süßigkeit brachte mich schwer ins Wanken. Ich konnte mich zwar noch leidlich tapfer auf taumelnden Beinen halten, hob jedoch ein eisernes Kränzlein vom Ofen ab, mich damit krönend, und warb im Schmucke dieser Stirnzier die alte „Tante Feltz“ zu einem Walzer. Theo geleitete mich in der Nacht heim; in der vollmondbeschiedenen Ingrimgasse bewegte sich, ächzend und uns wie um Hilfe ansehend, ein sinnlos betrunkenen Mann, auf allen vieren herumkriechend und glasigen Auges unter weißem Strohhute heraufstrierend — dieses Jammerbild brachte mich völlig zu besonnener Mäßigkeit, und ich war glücklich, daß ich nicht der allerbetrunkenste Hochschulbürger Heidelberg in jener Nacht gewesen war; es ist dies mein erster und hoffentlich letzter Rausch im Leben gewesen ... Unser Gastgeber, der vorzügliche Mathematiker, lieferte mir den Beweis für die oft behauptete Einseitigkeit der mathematischen Begabung; auf Spaziergängen gestand er mir, daß er lediglich für mathematische Aufgaben veranlagt sei, und beklagte, für Geschichte keinerlei Gedächtnis zu haben; er bat mich, ihm als Kenigkeit zu verraten, ob Napoleon bei Leipzig gesiegt habe oder geschlagen worden sei; aus der Geschichte jenes Zeitalters stimmerten ihn, wie er sagte, die zwei Namen Napoleon und Leipzig vor Augen; von einem russischen Feldzuge hatte er keinen Schimmer. Auf meinen Rat kaufte er zum Selbstunterricht die gefürzte Ausgabe von Webers Weltgeschichte und setzte sich mit rührendem, eisernem Fleiße dahinter; nach einiger Zeit von mir befragt, mit welchem Geschichtsabschnitte der Menschheit er sich gerade beschäftige, meinte er treuherzig: er sei jetzt an den Holznägeln der Walfingerschiffe! — —

Durch die von mir einst bewunderten Vorträge des Naturforschers Brehm, durch meine altnordischen Arbeiten, auch etwas durch Wagners Tonschöpfungen angeregt, hatte ich für den Juli eine Reise an das Nordkap vorgesehen gehabt; ich wollte Norwegen mit seinen Felsen, Fjords und Nebeln schauen. Aber da brach mit Beginn des Monats ein wochenlang währendes Regenwetter über ganz Europa los, das alle Reiselust ersäuften. So benützte ich die vortragfreien Vormittage jener Regenzeit, um die dichterischen Erstlinge meiner stark den Erzeugnissen der „Schwäbischen Dichterschule“ verwandten Muse zu einem Bändchen zusammenzustellen. Indes draußen vom schlossengrauen, aschenfarbenen Himmel ein unaufhörliches Niederrauschen auf die metallisch klingenden Baumblätter im Garten troff,



knospte in meinem Herzen ein voller Liederfrühling, reich an überschwenglichen Zukunftshoffnungen. Ein halbes Duzend mir Näherstehender, eine Auslese von Menschen, denen ich Verständnis für Dichtung zutraute, lud ich zu einem Leseabend, um ihnen meine fertige Handschrift vorzutragen; ihr günstiges Urteil bestärkte mich in dem auch von meiner Familie gut geheißenen Vorhaben, diese Jugenddichtungen zu veröffentlichen.

In einem der Regenabende jener Zeit war eine Anzahl meiner Verbindungsbrüder in ihrem beliebten Stammlokale, dem „Schiff“ zu Neuenheim, versammelt. Ein Bekannter hatte mir die soeben erschienenen Scherznachdichtungen des Berliner Schriftstellers Fritz Mauthner „Nach berühmten Mustern“ geliehen; ich hatte sie mit Vergnügen gelesen und nahm sie mit, meinen Freunden eine Überraschung zu bereiten; nie wieder habe ich solches Lachtrommelfeuer gehört, Tische und Stühle wackelten. Zum ersten Male tönte der Name des witzigen Berliners an mein Ohr, der mir unmittelbar danach in so drolliger Weise wieder begegnen sollte.

Das Sommerhalbjahr schloß mit feierlichem Fackelzuge zu Ehren des Hochschulleiters Blunzschli, des weltbekannten Rechtslehrers, wobei auch wir im Reigen mitschritten; Augusthitze, Pechflecken und Fackelqualmen hatten uns derart zugerichtet, daß wir stundenlang in der Nacht auf Theos Bude zu tun hatten, die letzten Kaminfegerspuren mit Hilfe reinigender Butterbrühe von der Haut zu salben.

Weder diese Schornsteinfegerei noch das hübsche, auf Neckarsteinachs Burgen gefeierte Stiftungsfest meiner Verbindungsbrüder schienen Theo und mir den richtigen Schlussstein für die schöne Heidelberger Zeit zu bilden; so entschlossen wir uns, zur Krönung der freundschaftigglühenden Lebensspanne, noch eine Schweißfahrt zu unternehmen; hatte doch mein Freund das herrliche Land nie betreten gehabt.

Nach kurzer Rast im Vaterhause fuhren wir nach dem altvertrauten Konstanz. Damals waren zusammenstellbare Rundreisehefte eine neue Erfindung. Ein alter Mann im Abteil, der jeden Augenblick meinte: „Ich dünkte, wir müßten jetzt bald in Singen sein!“ — was geflügeltes Wort bei uns wurde —, hatte ein solches, nahezu abgelaufenes Fahrtscheinheft bei sich. Mir die Neuerung zu betrachten, bat ich ihn darum; zu unserm Vergnügen reichte er mir es mit den Worten: „Verzeihen Sie, es ist aber nicht mehr viel Literatur darin.“

Zu Konstanz erzählte ich einer altbefreundeten Dame, daß wir zwei Wanderer nächster Tage, Scheffels Einladung zufolge, zu Radolfzell anfahren wollten. Da meinte sie allen Ernstes: „Nicht wahr, der gibt Ihnen



Stunden im Dichten?“ Dies machte mir und dann Scheffel, dem ich es brühwarm berichten konnte, königlichen Spaß ...

Unter einem alten, herrlichen Baume, dem Lieblingsfuge Kaiser Wilhelms I. auf der Insel Mainau, lagerten wir einen halben Morgen, versunken in den Anblick des klaren Bodensees, der träumerisch an die Stadensmauer plätscherte, und des durch bläulichen Sonnenduft herüberglitzernden Säntis ...

Auf Arenenberg, dem ehemaligen Schlosse der Königin Hortense, wurden napoleonische Erinnerungen lebendig; zufällig war gerade der 15. August: der Napoleonsstag. Und da stand das weißmarmorne Standbild des Prinzen Lulu, des bei seiner Geburt mit unermeslichem Jubel begrüßten „Kindes von Frankreich“, des im fernen Südafrika von den Speeren der Wilden elend hingeschlachteten englischen Kriegsfreiwilligen, wie ein bleiches Gespenst das geborstene Glück napoleonischer Kaiserherrlichkeit versinnbildlichend.

Ein Boot setzte uns nach der Insel Reichenau über, die wir Etkhardterinnerungsvoll, zuweilen unter schattigen Obstbäumen rastend, der Länge nach durchwanderten; in der uralten Kirche vorsprechend, wo Karl der Dicke, der kaiserliche Schmerbauch, von Heldentaten ausschläft. In gehobener Stimmung mieteten wir einen Kahn: sollte doch nun zum Etkhardtdichter selbst hinübergesteuert werden! Die warme Augustvormittagssonne strahlte über die lauen, bläulichen, den fernen Hohentwiel spiegelnden Seewellen. Nicht weit war der grauhaarige Fährmann vom Uferstreifen hinausgerudert, als wir die Kleider abschüttelten, uns in die Flut warfen — die wie ein tiefer, blauer Abgrund, ein umgestülptes Himmelsgewölbe hinuntergähnte — nackten Leibes, gleich Göttern, die Wasserbläue durchschwebend, wonnigen Geplätschers einen gewaltigen Teil der Seestrecke in jugendlicher Schwimmerfreude durchmessend ...

Scheffel empfing die angeschwommenen Odysseusse mit herzwärmer, gewohnter Gastlichkeit im Landhaus „Seehalde“, und meinte lachend, noch keiner seiner Gäste sei schwimmend zu ihm gelangt! Beim Mittagstisch erzählte er, wie er einmal zu Lübingen Dittlie Wildermuth habe besuchen wollen; diese, eine ebenso treffliche Hausmutter wie Dichterin, habe Bügel und Wäschetag gehabt, jedoch als sie seinen Namen hörte, in ihrem gemüthlichen Schwäbisch zur Türe hinausgerufen: „Sie dürfet scho' rein komme, Sie g'höret ja au zur Jonst!“ Sprach Scheffel von etwas ihn unangenehm berührendem, so konnte seine Stimme einen breitgedehnten, in gesteigertem Grolle fast — ich finde keinen die Sache richtiger treffenden



Ausdruck — stiermässig brüllenden Ton annehmen. So begann er wie fernes Donnerrollen: „Kam da kürzlich ein Kerl aus Berlin, um mich zu studieren. Da ich Gesellschaft erwartete, führte ihn mein Sohn Viktor auf dem Gute herum und zeigte ihm alles. Hier an diesem Tisch ist er gesessen; Salz und Brot hab' ich mit diesem Kerl geteilt — und nun schickt er mir neulich ein Buch, in dem er mich verhöhnt und als den gemeinsten Saufaus hinstellt. Viktor, hol's einmal!“ Da brachte der hübsche, blondhaarige Junge von einem Seitentischchen die Fritz Mauthnerschen Scherznachdichtungen! Der junge Viktor mußte sich das seinen Vater so überaus in Harnisch bringende Büchlein fleißig zu Gemüte geführt haben; alsbald hub er an, gerade das Gedicht auswendig herzusagen, das seinen Vater vor allen andern gereizt und aufgebracht hatte, weil es ihn als hurtigen, mitternächtigen Vertilger von zwölf Schoppen Seewein feierte!

In stirnaderquellender Wut rief Scheffel: „Bänk' und Bäume meines Besitztums habe ich nach meinen Freunden genannt; nur der Saufall hat noch keinen Namen — ich weiß, nach wem ich ihn künftig taufen werde!“ Ich glaube, Scheffel, der in solchen Dingen keinen Scherz, überhaupt sich selbst nicht zum besten zu haben verstand, hat Fritz Mauthner jenes Buch nie verziehen; jedenfalls schien er von Stund an kaum einen Menschen mehr gehaßt zu haben, als jenen fedmütigen Scherznachdichter. Solcher Gereiztheit gegenüber hatte ich nicht den Mut, zu gestehen, daß wir Hochschüler in Heidelberg die launigen Stüchchen mit vergnüglichem Behagen verschlungen hatten.

Während des Nachtisches trat zu unser aller Staunen ein feldmarschmäßig ausgerüsteter Soldat ins Eßzimmer, hielt Scheffel ein rotgebundenes Buch vor die Nase und entledigte sich in etwas barschem, kurz angebundenem Tone seines Auftrags: „Der Herr Oberst, der gestern hier im Quartier lag, schickt mich. Der Herr von Scheffel möcht' so gut sein und ein Gedicht von seiner eigenen Hand in dieses Buch schreiben. Der Herr Oberst hat mir ausdrücklich befohlen, das Haus nicht zu verlassen, eh' der Herr von Scheffel etwas hineingeschrieben hat!“ Etwas verblüfft und sichtlich ungehalten, verließ Scheffel brummend die Gesellschaft und kehrte nach einem halben Viertelstündchen mit dem Gewünschten zurück, worauf sich der zudringliche, die Pistoles auf die Brust setzende Kriegsmann sohlesenscharrend empfahl. Nach seinem Abmarsch jammerte Scheffel über die täglichen Anmutungen von Handschriftenwünschen. Gleichzeitig mit der gestrigen Einlagerung sei ein ganzes Mädchenerziehungsheim bei ihm ein-



gerückt, und zum Abschied habe jedes der jungen Dämchen ihr Stammbuch aus der Tasche gezogen ...

Nach Tische gondelten wir über einen Seearm nach der Mettnau hinüber, einer spit in den Zeller See hinausgerecten Landzunge, worauf Scheffel sich in turmartigem Bauwerk eine Sammlung mit allerhand Erinnerungen und Gedentstücken eingerichtet hatte. Dieser Besitz sollte ihm später zu lästiger Plage fallen; sein Gebet:

„Gott schaff' uns auch die Mettnau  
Zu einer trock'nen, fetten Au“

ist leider nicht erhört worden ... Viele Jahre nach Scheffels Tod, als sein Sohn Viktor die Mettnau, das unglückselige Erbe des Vaters, bereits abgestoßen hatte, kam ich wieder einmal des Weges gefahren; da erklärte mir ein der Gegend kundiger Mitreisender, der sich freundlich bemüht fand, mir die Sehenswürdigkeiten ringsum zu erläutern, mit dem Finger nach der Mettnau hinüberdeutend: „Sehen Sie, dort ist das Stammschloß des ehemaligen Dichters Scheffel!“ ...

Aber den Neuhauser Wasserfall ging es nach Zürich, dann über den Zuger See auf den nebelumhangenen Rigiberg; von hier an schwand unser heller Wetterstern. Bis in Kirchturmshöhe herab hingen die Regenwolken um die Berge des Vierwaldstätter Sees, jeden Ausblick hoffnungslos verwehrend. Erzwingen wir auch in einem halbwegs lichten Augenblicke den Aufstieg zum Pilatus, den man damals noch unter heißen Mähen erklimmen mußte, ohne die schwebenden Wonnen einer Bergbahn abgrundüberspielend genießen zu können, so geschah dies nur, um wassertriefend, wie in Polarsee getauchte Robben, und mit regengehärtetem Schuhwerk in einem kleinen Luzerner Gasthose halb zu Tod erschöpft aufs Bett zu sinken und das wetterzerschrumpfte Kleiderzeug an schnellgezündetem Ofenfeuer trocknen zu dürfen.

Erst in der deutschen Heimat lächelte die Sonne wieder, als wir rückkehrend das Freiburger Münster erstiegen und durch die steinernen Maschen der nekartig emporstrebenden Turmpyramide gen Himmel spähten. Mit diesem Ausblick nach oben schloß in meinem Herzen der erste, sorglos festlich gestimmte Teil meiner Hochschulzeit ab.

Nach beweglichem Abschied reiste Theo in seine Heimat, und nur die sichere Aussicht, für den Winter uns in Leipzig wiederzufinden, konnte wie ein tröstliches Leuchtturmslämmchen über die Kluft der nächsten Monate blinken.